Rede

zur

Geburtstagsfeier Sr. Majestät des Kaisers und Königs Wilhelm I.

von Dr. Paul Goldscheider.

Hochgeehrte Anwesende! Liebe Schüler! *

Der Geburtstag unseres Kaisers und Königs ist für uns seit Jahren zugleich ein Tag freudigen Stolzes und nationaler Erhebung. Wir gedenken nicht nur des Bandes inniger Liebe und Verehrung, welches uns mit unserem gerechten und weisen Landesfürsten verbindet: Wir fühlen uns auch als Glieder eines starken und mächtigen Reiches, eines gewaltigen Organismus, welcher den Feinden Schrecken, den Freunden Bewunderung einflösst. Es war nicht immer so! Immer aber war es dem Preussen vergönnt, mit Liebe und Verehrung zum Throne emporzuschauen und Freude und Leid seines Fürstenhauses zu seinem eignen zu machen. Wenn uns der Ausländer in den Jahren unserer politischen Erniedrigung verspottete: Diesen Ruhm konnte er uns nicht rauben; und wenn ihm eine solche Anhänglichkeit seltsam erschien, so dürfen wir uns darüber nicht wundern: Es giebt kein zweites Haus wie das der Hohenzollern! Aber noch einen andern Ruhm musste er Preussen, musste er Deutschland lassen. In den verflossenen Jahrhunderten war die Gedankenwelt des Deutschen unselbständig geworden und in sklavische Abhängigkeit von dem Fremden geraten. Aber in der zweiten Hälfte des 18ten Jahrhunderts regte der deutsche Genius mächtig seine Fittiche; unsere Litteratur und Kunst, unsere Philosophie, unsere gesamte Wissenschaft gewann eine Höhe und Bedeutung, welche derselben die unbestrittene Führerschaft erwarb. Ehe wir eine politische Grossmacht wurden, waren wir schon — Dank unseren Lessing und Kant, unseren Gœthe und Schiller, unseren Wilhelm und Alexander von Humboldt und so vielen anderen, — eine geistige Grossmacht. Diese deutsche Wissenschaft und Kunst hatte einen ganz eignen Charakter. Sie zeigte neben der grössten Sorgfalt des Details einen vorherrschenden Zug zu philosophischer Allgemeinheit, welcher sie von allem Ähnlichen aufs bestimmteste unterscheidet. Dem Ausländer, welcher die Bedeutung unserer inneren Bildung und Kultur nicht mehr leugnen konnte, blieb nur noch eines übrig: Er gestand uns zu, dass wir Dichter, Philosophen und Gelehrte wären; aber er nannte uns unpraktisch, Phantasten und Träumer. Die Geschichte der letzten 20 Jahre wird ihm zu genüge bewiesen haben, dass wir auch praktisch sind, dass unsere angestrengte Sorge für innere Bildung und Kultur auch ihre Früchte getragen hat. Denn bitteres Unrecht würden wir den grossen Kulturträgern, würden wir der ganzen Vergangenheit unseres Volkes zufügen, wenn wir dasjenige, was in den letzten Decennien geschehen ist, auch ausschliesslich für Thaten der letzten Decennien hielten. Die Samenkörner zu dieser Ernte sind über unsere ganze Vergangenheit reichlich verstreut; wohl uns, dass in unserer Zeit die grossen Männer erstanden sind, welche zu ernten wussten, was die Vorfahren gesät!

---

* Der Abdruck erfolgt auf Grund des mehrfach aus der Zuhörerschaft laut gewordenen Wunsches.

Denn die grossen politischen Gedanken, welche wir jetzt zu Ehren Preussens und Deutschlands verwirklicht sehen, haben längst in dem Kopf und dem Herzen deutscher Männer geglüht. Nirgends finden wir dieselben schärfer präcisiert und lebensfähiger als bei Wilhelm von Humboldt; und es sei mir gestattet, an dem heutigen Tage die politischen Ideen desselben im Zusammenhange mit seinem ganzen Leben und Denken in der Kürze darzustellen.

Dieser geniale Denker, einer der grössten Gelehrten seiner und aller Zeiten, war zugleich ein praktischer Politiker ersten Ranges. In seinen zahlreichen politischen Denkschriften finden wir ein Programm, welches die jetzt vollzogene Abgrenzung Deutschlands nach Westen, die Einigung desselben unter der Hegemonie Preussens und eine der Reife des Volkes entsprechende Verfassung zur Grundlage hat. Und diese Gedanken haben bei ihm nicht etwa nur den Wert vorübergehender Stimmungen, geistreicher Einfälle; sondern sie berücksichtigen bis in die feinsten Nuancen hinein alle lokalen und historischen Verhältnisse und beruhen auf sorgfältigster Kenntnis des juristischen und politischen Details. Denn die gar nicht so selten vorkommende Vereinigung praktisch-politischen Könnens und theoretisch-wissenschaftlicher Produktion finden wir nirgends in so glänzender Weise vollzogen wie bei Wilhelm v. Humboldt. Bei den meisten anderen tritt doch in deutlich wahrnehmbarer Weise der Gelehrte gegen den Staatsmann oder der Staatsmann gegen den Gelehrten zurück. Aber dieser Mann ist auf beiden Gebieten gleich gross. Mit allen Richtungen geistigen Schaffens und Webens unserer klassischen Litteraturepoche steht Wilhelm v. Humboldt empfangend und gebend im engsten Zusammenhange. Für den Vater Theodor Körners genügte die freundschaftliche Stellung, welche derselbe zu Schiller einnahm, um ihm für immer in der Entwickelung unserer Litteratur einen Ehrenplatz zu sichern. Aber die freundschaftlichen Beziehungen Humboldts zu Schiller waren nicht unbedeutender und beruhen noch weit mehr auf geistigem Verständnis für den grossen Dichter. Und Humboldt nahm eine ähnliche freundschaftlich-mitarbeitende Stellung zu einer ganzen Reihe bedeutender Männer ein. Er war der Freund des unglücklichen Georg Forster, des Weltumseglers, welcher seine Begeisterung für die französische Revolution mit einem tragischen Schicksal büssen musste; er war der bewundernde Freund Gœthes, dessen Meisterwerk ‚Hermann und Dorothea‘ er in einem bedeutenden Buche ästhetisch zergliederte und erklärte; er war der Genosse der naturwissenschaftlichen Studien seines Bruders Alexander, der ihm von seinen Reisen Material zum Studium der amerikanischen Sprachen mitbrachte und den er in Gedichten verherrlichte; er war der geduldige Freund des grossen Philologen Friedrich August Wolf, durch den er zu seinen eignen eingehenden Altertumsstudien angeleitet wurde, als deren Frucht wir seine Nachbildung Pindarischer Hymnen und des Äschyleischen Agamemnon besitzen; er war ebenso der vertraute Gesinnungsgenosse des Freiherrn von Stein, der ihn als einen geistvollen, geschäftserfahrenen, arbeitsamen, gutgesinnten Mann bezeichnet. Am innigsten freilich war sein Verhältnis zu Schiller, welchem er in der Herausgabe ihres Briefwechsels ein bleibendes Denkmal stiftete. Der frühe Tod Schillers war das schmerzlichste Ereignis, welches Humboldt treffen konnte. In langen Jahren, schrieb er damals von Rom aus, werde ein so rein intellectuelles Genie, so zu allem Höchsten ewig aufgelegt, in langen Jahren eine solche Kunst des Schreibens und des Redens nicht wieder erstehen. Aber Humboldt berührte sich mit demselben nicht nur

in ästhetischen, sondern auch in metaphysischen Studien; die Philosophie Kants war auch ihm eine Quelle höchster geistiger und sittlicher Erhebung; und die moralische Kraft, welche von den Lehrsätzen des grössten Philosophen ausgeht, konnte sich nirgends wirksamer bethätigen, als in dem Leben dieses Mannes: Er war ein zugleich energischer und reiner Charakter!

Und doch waren alle diese Studien nur erst die Vorbereitung zu seiner wissenschaftlichen Thätigkeit auf einem Gebiete, auf welches er erst allmählich geführt wurde und das er dann als das eigentliche Feld für seine merkwürdige Begabung mit dem grössten Eifer anbaute: Die Sprachwissenschaft. Schon vorher im Besitz einer Anzahl von Sprachen, die er zum Teil wie seine Muttersprache beherrschte, besuchte er im Jahre 1800 von Paris aus die baskischen Provinzen Frankreichs und Spaniens und sammelte die Sprachreste des uralten iberischen Stammes. Von der Untersuchung dieses Idioms ausgehend dehnte er seine Forschungen immer weiter und weiter aus über alle Sprachen, deren er habhaft werden konnte. Er durchforschte ebenso die erstorbenen Sprachen des Sanskrit und Kawi, der heiligen Litteratursprache der Javanesen, wie alle noch lebenden Sprachen Asiens, Amerikas und Australiens. Seine Produktion war ebenso erstaunlich wie sein Wissen. Eine ganz neue Auffassung der gesamten Sprachwissenschaft rührt von ihm her; die Sprachphilosophie wurde erst von ihm als wissenschaftliches Gebiet entdeckt und behandelt.

Dieser universelle Gelehrte war auch als Staatsmann wiederum universell: Er bewährte als Minister an der Spitze des Unterrichts und dann der ständischen Angelegenheiten alle Eigenschaften eines hervorragenden Verwaltungsbeamten, und er zeigte als Gesandter eine solche Vertrautheit mit der Diplomatie, dass sie seine einzige Lebensaufgabe zu sein schien. Er war auf beiden Gebieten zugleich litterarisch thätig. Ja, gerade in seinen politischen Denkschriften zeigte sich die ganze Feinheit und Gewandtheit seiner genialen Natur. Theoretisches Durchdenken der Verhältnisse und praktische Anschauung derselben durchdrangen einander auf das genaueste. Hier war keine Rede von dem Aussprechen kühner Anforderungen an den Staat, welchen derselbe praktisch Folge zu leisten ausser stande ist. Hier war ebensowenig eine gedankenlose Routine, welche sich mit der gewohnheitsmässigen Ausübung einer mechanischen Fertigkeit begnügt. Hier war vielmehr ein grosser, unausgesetzt auf das Ideale gerichteter Sinn, welcher jedoch auf Schritt und Tritt den Forderungen des Lebens gerecht wird. Durchaus nur auf historischer Grundlage bauten sich alle seine Reformvorschläge auf; nichts sollte übereilt, nichts in die Luft gebaut werden. Diesen Charakter zeigt sogleich seine politische Erstlingsschrift, welche er im Alter von 24 Jahren verfasste: Ideen zu einem Versuche, die Grenzen der Wirksamkeit des Staates zu bestimmen. Auch sie hatte einen praktischen Zweck. Sie sollte seinem Freunde, dem Coadjutor v. Dalberg, welcher damals Statthalter von Erfurt war und in dem man den künftigen Kurfürsten von Mainz erblickte, Fingerzeige für seine Regierung geben. Die Schrift steht unter dem Eindrucke der französischen Revolution; aber seine Auffassung derselben unterscheidet ihn sofort von derjenigen seiner meisten Zeitgenossen. Er erkennt etwas Richtiges in der Idee derselben an; aber er verwirft den Gedanken, mittels der blossen Vernunft eine Verfassung zu schaffen. Die blosse Vernunft ist, sagt er, wo es sich um praktische Schöpfungen handelt, unzulänglich; vollends unzulänglich zur Bestimmung der Zukunft. Wenn er sich in dieser Beziehung von den in seiner Zeit herrschenden An-

schauungen frei macht, so zeigt ihn ein anderer Umstand durchaus als ein Kind derselben. Er steht dem Staate, dessen Verfassung er konstruieren will, mit fast völliger Teilnahmlosigkeit gegenüber. Er liebt den einzelnen Menschen und die ganze Menschheit, aber die Liebe zum Vaterlande ist ihm wie seinem ganzen geistreichen Zeitalter abhanden gekommen. Er liebt Deutschland, weil er die deutsche Sprache, die deutsche Poesie liebt: Sonst war es ihm nichts. Aber die Not und das Elend des Vaterlandes weckten auch in ihm den Patriotismus, der so lange geschlummert hatte. Er war seit Jahren preussischer Gesandter in Rom, und der italienische Himmel, die klassische Umgebung hielten ihn so ganz gefesselt, dass er an nichts anderes dachte, als sein ganzes Leben in Rom hinzubringen. An der Pyramide des Cestius, bei dem Grabe seines in der Blüte der Jahre gestorbenen Knaben hoffte auch er einst zu ruhen. Aber die unglückliche Schlacht bei Jena, der schmachvolle Tilsiter Friede schüttelten ihn gewaltsam aus seinen ästhetischen Betrachtungen auf. „Wir alle sind unglücklich," schrieb er damals von Rom aus, „die ein froher und harmloser Kreis einst umschloss. Die Samen unseres Unglücks lagen in unserer damaligen Sorglosigkeit." Jetzt zögerte er keinen Augenblick, soviel an ihm war, zur Rettung des Vaterlandes beizutragen. Am 6. Januar 1809 erging von Königsberg aus die Aufforderung an ihn, in der neugebildeten Regierung die Stellung eines Direktors der Sektion für Kultus und Unterricht zu übernehmen. Stein war zum zweiten Male entlassen; die Napoleonische Acht nötigte ihn, in den Österreichischen Staaten Schutz zu suchen. Es galt auch nach seiner Entfernung die grosse Idee desselben: Wiedererweckung des Vaterlandes von innen heraus — zur Durchführung zu bringen. Die Reste des Mittelalters, besonders die Erbunterthänigkeit, waren zu beseitigen, die vorher getrennten Stände einander zu nähern, die Wehrkraft des Landes sollte auf der Wehrpflicht des Bürgers beruhen. Derselbe musste für eine bessere Zukunft zuerst erzogen werden: Auf der geistig-sittlichen Bildung des heranwachsenden Geschlechts ruhte die Hoffnung des Vaterlandes. Und eben hier griff Humboldt mit energischer und umfassender Thätigkeit ein. Sein Hauptaugenmerk galt dem Elementarerziehungswesen. Er verschaffte sich Einsicht in die Methode Pestalozzis und brachte dieselbe zu sofortiger praktischer Durchführung. Fortan kam es nicht mehr auf ein mechanisches Abrichten an, sondern der Unterricht ging stufenweise von der Anschauung aus und wurde in den Dienst der Erziehung gestellt. Dem Gymnasialunterricht steckte Humboldt höhere Lehrziele. Sein eigenstes Werk war die Errichtung der Berliner Universität. Mitten in dem nationalen Unglück eine höchste Bildungsstätte zu schaffen: Dieser seltsame Gedanke war ebenso gross wie politisch bedeutungsvoll. Humboldt hoffte dadurch das Vertrauen der nichtpreussischen Staaten Deutschlands zu erzielen. In seiner Eingabe an den König heisst es: „Ew. Majestät werden sich dadurch alles, was sich in Deutschland für Aufklärung und Bildung interessiert, auf das festeste verbinden, einen neuen Eifer und neue Wärme für das Aufblühen der Wissenschaften in Ihren Staaten erregen, und in einer Zeit, in welcher ein Teil Deutschlands verheert, ein anderer in fremder Sprache von fremden Gebietern beherrscht wird, der deutschen Wissenschaft eine vielleicht kaum jetzt noch gehoffte Freistatt eröffnen". Er wusste eine Reihe wissenschaftlicher Grössen für die neue Akademie zu gewinnen: Fichte, Schleiermacher, Wolf, Böckh, Reil, Savigny. Als endlich die Stunde der Befreiung schlug, leistete er als Diplomat die wichtigsten Dienste. Seinem behutsamen Auftreten in Wien war Österreichs Beitritt zum Kriege zu danken.

Er begleitete sodann die Verbündeten im Hauptquartiere, er zog mit ihnen in Paris ein und er folgte den Monarchen auf ihrer Excursion nach London. Er war schliesslich zusammen mit dem Fürsten Hardenberg der Vertreter Preussens auf dem Kongress in Wien. Seine Arbeiten erwarben ihm alsbald das Vertrauen aller Kongressmitglieder. Selbst Talleyrand, welcher für den ersten Diplomaten des Jahrhunderts gehalten worden war, erklärte, dass er sich Humboldt nicht gewachsen fühle. Er nannte ihn das fleischgewordene Sophisma. Dabei verschmähte aber Humboldt alles, was irgendwie einer Intrigue ähnlich sah. Seine Waffe war lediglich die Gewandtheit der Diskussion, die Beherrschung der Sprache, die kalte und undurchdringliche Ruhe, welche der sonst so warm empfindende Mann in den Verhandlungen zu behaupten wusste. Sein ganzes Streben galt lediglich der Sicherheit Deutschlands, der Grösse Preussens. Selbst Stein stritt für die Hegemonie Österreichs. Humboldt bewies, dass Österreich ein ganz undeutscher Staat sei; das grösste Interesse an Deutschland habe vielmehr Preussen, und dieses sei nicht, wie Österreich, auf die Politik des Stillstandes gegründet. Nach der Rückkehr Napoleons und dem nochmaligen Ausbruch der Feindseligkeiten drang Humboldt aufs entschiedenste auf Sicherung der deutschen Grenzen. Capo d'Istria hatte behauptet, Schonung und Versöhnung Frankreichs bezeichne das Ende des Krieges; nicht mit einem Feinde, sondern mit einem Verbündeten müsse man Frieden schliessen. Humboldt hielt der russischen Politik entgegen, dass der Wille des französischen Volkes Napoleon auf den Thron zurückgerufen habe. Frankreich im Inneren zu beruhigen, stehe nicht in unserer Macht; wir müssen uns eine gesicherte Grenze verschaffen, wir müssen die Festungen in Besitz nehmen, welche Frankreich als Stützpunkte bei seinen Angriffen gebraucht. Nicht erst seit Napoleon richtet sich Frankreich erobernd gegen Belgien und Deutschland: Wir haben ungerechte Eroberungen zurückzufordern. — Wir wissen, dass alle diese Forderungen erst in unserer Zeit erfüllt sind. Humboldt stand trotz seiner aufreibenden Thätigkeit schliesslich allein da. Die Resultate entsprachen nicht den Opfern des preussischen Volkes; die übrigen Mächte triumphierten.

Nach dem Scheitern seiner beiden anderen Ideen gab es für Humboldt nur noch einen einzigen Gedanken, welcher ihn an die Politik zu fesseln vermochte: Wenigstens in Preussen die im Kriege errungene Selbständigkeit des Volkes zu einer dauernden zu machen und in gesetzliche Bahnen zu leiten. Humboldt trat zum Zwecke der darauf bezüglichen Verhandlungen an die Spitze der ständischen Angelegenheiten in eine eigens für ihn geschaffene Stellung. Er allein war imstande, der schwierigen Aufgabe wirklich gerecht zu werden. Seine Geburt und sein Stand näherte ihm die Anhänger des Alten; seine moderne Bildung imponierte den Vertretern des Neuen; sein Reichtum und seine Unabhängigkeit machte die Reinheit seiner Absichten über jeden Zweifel erhaben. Sein Programm zerstörte nichts von dem, was er vorfand. Er erhielt den Adel aufrecht und er knüpfte das Bürgerrecht an die Zugehörigkeit zu einer Korporation: Aber er suchte alles mit dem neuen Geiste der Hingebung an das Ganze zu erfüllen. Er verlangte Unabsetzbarkeit des Richters, Unabhängigkeit der Presse und des Gewissens; aber er verlangte, dass die Freiheit massvoll auftrete, wie er selbst. Es ist kein Zweifel, dass die Durchführung seines Programms Preussen vor Stürmen und Unglück gewahrt haben würde. Aber leider musste er auch hier, wie bei seinen beiden andern Ideen, der Schwäche und der Intrigue weichen. Die österreichische Partei drängte auf seine Entfernung. Am 31.

Januar 1819 erhielt Humboldt seinen Abschied. Er ging, mit Verzichtleistung auf jede Pension und ohne Groll; mit der königlichen Familie blieb er auch weiterhin im freundlichsten Einvernehmen und nicht selten wurde er durch den Besuch derselben in seinem Hause geehrt. Wenige Monate nach seinem Ausscheiden aus dem Staatsdienste las er in der Akademie der Wissenschaften eine Abhandlung über Begriff und Wert des vergleichenden Sprachstudiums, welchem er bis zu seinem Lebensende angehörte.

Wilhelm von Humboldt starb im Jahre 1835. Es ist ihm nicht vergönnt gewesen, seine politischen Gedanken Gestalt gewinnen und in die Wirklichkeit treten zu sehen. Wir werden den Mann darum nicht gering achten, weil es ihm nicht gelang, den Widerstand der unglücklichen Zeitverhältnisse zu brechen. Wenn wir ihn aber mit den Männern der That vergleichen, welche das Neue Reich heraufgeführt haben, so bemerken wir leicht den Unterschied und, wenn wir so wollen, die Schwäche Humboldts. Sie hängt aufs engste mit seiner Grösse zusammen. Nicht etwa, dass er unpraktisch und energielos gewesen wäre! Beides war nicht der Fall. Aber ihm war die Sorge für den Staat nur eine erhabene Pflicht, für welche er sich opferte, wie er es von Kant gelernt hatte. Als ihm sein Werk misslang, war damit keineswegs seine Existenz gebrochen. Vielmehr schien ihm ein nur geistigen Aufgaben gewidmetes Leben, zu welchem er jetzt zurückkehrte, erst das wahre, wirklich menschenwürdige zu sein. Dem grössten Staatsmanne unserer Zeit dagegen ist die Sorge für die Grösse Deutschlands und Preussens eine glühende Leidenschaft, das einzige Ziel seines rastlosen Denkens und Handelns. Und unser Kaiser und König ist ganz Kaiser und ganz König: Er geht ganz auf in seinem grossen und schweren Berufe. Er erfüllt alle Obliegenheiten desselben, ebenso die wichtigen Akte von historischer Bedeutung wie jede tägliche Wahrnehmung der Repräsentation seiner kaiserlichen Würde, mit vollkommener Hingebung an seinen Beruf. Er ist das lebendig gewordene Ideal eines Herrschers. Und eben dadurch ist in die Wirklichkeit getreten, was Wilhelm v. Humboldt geträumt und geplant hatte: Die Grenzen Deutschlands sind gesichert, Preussen ist der starke Hort der deutschen Einheit geworden, und das preussische Volk steht in selbständiger Kraft neben dem erhabenen Herrscherhause, mit welchem es durch die Bande inniger Liebe und Verehrung verknüpft ist. Dank ihm, der uns dieses Werk geschaffen hat! Möge weiterhin kein Unglück, keine bittere Erfahrung den Lebensabend des grossen und guten Mannes trüben, dessen Geburtstag wir heute festlich begehen!